

Wege entstehen beim Gehen

Impressionen vom Chemin d'Arles

Von Bertram Wohak

*„Depuis huit jours, j'avais déchiré mes bottines
Aux cailloux des chemins ...“*
*„Acht Tage lang ließ meine Stiefel ich zerreißen.
Auf Straßenkieseln ...“*

schreibt Rimbaud

Eins

Der Busfahrer weist nach vorne, wo an einem Telefonmast aus Beton die „Ballisage“ zu erkennen ist, die weiß-rote Wegmarkierung des „Chemin de Saint Jacques“, und tritt auf die Bremse. „Bon courage“ meint er noch, als er mich aussteigen lässt. Ich befinde mich in der Nähe einiger Häuser auf freier Strecke. „Bel Air“ heißt dieser Weiler etwa fünfzehn Kilometer westlich von Montpellier, bei dem ich meine Wanderung auf dem Chemin d'Arles, dem mittelalterlichen Pilgerweg, der von Arles in Südfrankreich über Montpellier, die Berge des Languedoc, Toulouse und weiter über die Pyrenäen nach Santiago de Compostella an der Nordwestspitze Spaniens führt, beginnen will.

Seit der Abfahrt am Busbahnhof von Montpellier war ich der einzige Fahrgast im Bus. Ich setzte mich gleich ganz nach vorne zum Fahrer und es begann ein Gespräch über die Lebenshaltungskosten in Frankreich und Deutschland, dass sein Gehalt als Busfahrer kaum zum Leben reiche, er aber trotzdem sehr gerne in Montpellier lebe. Was ich vorhätte wollte er wissen.

„Ich möchte zwei Wochen auf dem Chemin d'Arles von Montpellier nach Toulouse gehen“ antwortete ich.

„Jetzt im August bei der Hitze?“

„Warum nicht? Ich mag die Wärme.“

Die Vororte von Montpellier zogen sich endlos hin und ich war froh, mir diesen Fußmarsch erspart zu haben. Auch von Bel Air aus sind es noch sechsundzwanzig Kilometer bis zu meinem Tagesziel St-Guilhem-le-Désert, genug für den Anfang.

Der Bus verschwindet um eine Kurve, ich werfe meinen Rucksack über und gehe los. Der Weg führt zwischen Weinbergen und lockerem Baumbestand hindurch. Es ist halb neun und noch angenehm frisch, obwohl die Sonne schon sehr hoch steht. Kein Mensch weit und breit. Da ist er wieder, dieser harzige Geruch der Pinien, der für mich immer mit dem mediterranen Raum verbunden sein wird. Unsere nördlichen Wälder riechen anders, auch die Steineichenwälder, die ich später tiefer im Inneren des Languedoc durchwandere. Die Sinne brauchen eine Weile, bis sie sich von der Dauerkontamination gereinigt haben, die ihnen unser normaler Lebenswandel aufzwingt. Auch mein Gehör nimmt es nicht gleich bewusst wahr, das Konzert der Zikaden, das mich wie ein akustisches Hintergrundrauschen die nächsten Tage begleiten wird.

Der Anfang ist für mich immer etwas Besonderes. Ich mag nicht in großen Städten starten, die großen Städte sind nicht dazu da, zu Fuß durchquert zu werden. Ihr Rhythmus ist nicht der Rhythmus des Gehens, ihr Rhythmus unterliegt dem Diktat des Ankommens. Nur das Ziel der

Bewegung zählt, der Weg dorthin, der Prozess der Bewegung selbst hat keinen eigenen Wert. Das Ziel soll so schnell und effektiv wie möglich erreicht werden, wer würde da im Zeitalter moderner Verkehrsmittel noch gehen wollen? Der in Paris lebende tschechische Schriftsteller Milan Kundera, vielen bekannt durch seinen auch verfilmten Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ hat diese Veränderung so beschrieben:

„Der Weg: ein Streifen Erde, den man zu Fuß begeht. Die Straße unterscheidet sich vom Weg nicht nur dadurch, dass man sie mit dem Auto befährt, sondern auch dadurch, dass sie nur eine Linie ist, die zwei Punkte miteinander verbindet. Die Straße an sich hat keinen Sinn; einen Sinn bekommt sie nur durch die beiden Punkte, die miteinander verbunden werden. Der Weg ist ein Lob des Raumes. Jedes Teilstück hat einen Sinn für sich und lädt zum Verweilen ein. Die Straße ist die triumphale Entwertung des Raums der dank ihr heute nur noch Hindernis für die Fortbewegung, nur noch Zeitverlust ist. Noch bevor die Wege aus der Landschaft verschwanden, waren sie aus der menschlichen Seele verschwunden: der Mensch verspürt keine Sehnsucht mehr, zu gehen, die eigenen Beine zu bewegen und sich daran zu erfreuen. Nicht einmal sein

Leben sieht er mehr als Weg, sondern als Straße: als Linie, die von einem Punkt zum anderen führt“

Mit den Wegen ist aus unserem Leben das Gehen verschwunden, wer geht denn noch, wenn er geht? Diese elementarste Form der Fortbewegung verkümmert in unserer Kultur des Körperverlustes, die sich hinter einem maßlos aufgeblasenen Körperkult verbirgt. Ich erschrecke öfters, wenn ich Menschen dabei beobachte, wie sie aus ihren immer perfekteren Automobilen aussteigen und anfangen, sich selbst zu bewegen. Sie sind nicht anwesend in ihren Körpern und man kann das sehen. Der Drang zur Verbesserung hat sich nach außen verlagert, in die technischen Artefakte, die in der Tat immer perfekter werden, nur was passiert mit den Menschen? Man kann es aber ebenso sehen, wenn Menschen mit ihrem Körper verbunden sind und Freude am Gehen haben, ihr ganzer Körper, seine Haltung, die Qualität der Bewe-



gungen drücken diese Freude aus. Die Gegenwärtigkeit im Gehen schafft wieder die natürliche Einheit, die durch die Mentalität des Ankommens zerrissen wurde.

Dies alles kam mir bei einer Begegnung in den Sinn, als ich eine Woche später durch die endlosen Eichenwälder des Haut Languedoc wanderte. Als ich an einem Nachmittag auf einer Wiese Rast machte, gingen oberhalb von mir auf der Strasse zwei junge Frauen vorbei, die sich laut unterhielten. Ich hatte vor etwa zwanzig Minuten den Weiler la Moutouse passiert, wahrscheinlich kamen sie von dort. Ich hörte ihre Stimmen noch, als sie schon um die nächste Biegung im Wald verschwunden waren. Wenn wir tagelang allein in der Natur sind, verändern sich alle unsere Sinne. Sie werden klarer, so wie verschmutztes Wasser, in dem man aufhört herumzurühren, von alleine zu seiner natürlichen Klarheit findet. Nur umgeben von den Geräuschen der Natur, wenn unser innerer Lärm nachlässt, sind Menschen, die sich unterhalten, sehr weit zu hören.

Ich beendete meine Rast, schnürte die Stiefel, schulterte meinen Rucksack und ging hinter den beiden Frauen her, tauchte in den Wald ein und nach einiger Zeit sah ich sie vor mir mitten auf der Strasse nebeneinander gehen. Die links gehende, kleinere, trug helle weite Kleider und hatte einen wiegenden Gang. Die Frau rechts von ihr war etwa einen Kopf größer, hatte brünettes langes offenes Haar und lange Beine in einer schwarzen Hose. Über ihrer linken Schulter trug sie eine Tasche. Die Art, wie die beiden Frauen gingen, fiel mir auf: Sehr aufrecht, fast stolz gingen sie hier über diese verlassene Landstraße, gestikulierend in eine Unterhaltung vertieft, ohne Hast und irgendein erkennbares Ziel. An einer Wegkreuzung nahmen die beiden den rechten Weg, ich ging geradeaus weiter. Der rechte Weg war noch eine Weile einsehbar, dann führte er wieder in den Wald. Meine Karte zeigte auf diesem Weg über mehrere Kilometer keinen Ort, nicht einmal ein einzelnes Haus. Wohin wollten die beiden? Nachdem sie schon im Wald verschwunden waren, konnte ich sie noch eine Weile reden hören. Die Art, wie diese beiden Frauen so selbstverständlich diese Landstrasse entlanggingen hatte mich merkwürdig berührt.

Der Weg am ersten Tag nach St-Guilhem-le-Désert wird noch heiß und weit, die letzten Kilometer geht es an den tief eingeschnittenen Gorges de l'Hérault entlang. An einer geeigneten Stelle steige ich hinunter zum Fluss, bade und spüle mir den Schweiß und Staub des Weges vom Körper. St-Guilhem -le- Désert liegt an der Einmündung eines kleinen Seitentales und ist einfach zu schön, um nicht touristisch zu sein. Im zehnten Jahrhundert gründete hier Guilhem, der Gefährte Karls des Grossen bei seinen Feldzügen gegen die



Mauren in Nordspanien, eine Abtei, um die sich später ein Ort entwickelte. Ich übernachtete im Gîte de la Tour, außer mir sind nur noch zwei junge Mountainbiker in der Herberge.

Mauren in Nordspanien, eine Abtei, um die sich später ein Ort entwickelte. Ich übernachtete im Gîte de la Tour, außer mir sind nur noch zwei junge Mountainbiker in der Herberge.

Zwei

Am nächsten Morgen stehe ich um sechs Uhr auf, die Mountainbiker rühren sich noch nicht, ich packe leise meine Sachen und gehe durch den noch schlafenden Ort. Die Boulangerie am Platz hat schon offen, ich kaufe ein noch ofenwarmes Baguette und ein Pain raisin, das Baguette kommt in meinen Rucksack, das Pain raisin gleich in den Mund und ich gehe los. Der Himmel ist völlig klar, die Sonne noch nicht über die den Ort umgebenden Felswände emporgestiegen. Einen Tag im Sommer so zu beginnen hat für mich einen ganz besonderen Geschmack, das ist für mich Leben pur. Die letzten Häuser von St-Guilhem bleiben zurück, das Bachtal windet sich zwischen beeindruckenden Felsformationen nach oben, dann öffnet es sich zu einem gewaltigen Naturschauspiel, dem „Cirque de l’Infernet“, einem Felskessel, aus dem die Wände steil ansteigen. Die weiß-rote Wegmarkierung des „Chemin de Saint Jacques“, der mit dem Fernwanderweg GR 653 zusammenfällt, ist schnell gefunden. Der Weg windet sich an der Südseite des Kessels nach oben, Pinienwälder, Zikaden und sonst kein Mensch. Nach etwa eineinhalb Stunden erreiche ich einen Sattel, der eine fantastische Fernsicht über die Berge des Haut Languedoc und die vorgelagerte Landschaft in Richtung zum Meer bietet. Ganz ferne im Dunst meine ich Montpellier zu erkennen, von dem ich gestern aufbrach.

Auf dieser Höhe und mit dieser Sicht geht es jetzt lange dahin, wieder begegnet mir kein Mensch, bis ich gegen Mittag bei brütender Hitze Arboras erreiche. Im Ort gibt es keine Bar, keinen Laden, wenigstens ein Brunnen mit Trinkwasser findet sich, an dem ich meine Flasche auffüllen kann. Das Wasser brauche ich auch, denn der Weg nach St-Jean-de-la-Blaquière wird noch lang. Erst nach fünf Uhr komme ich in diesem kleinen Ort an, das Rathaus, die »Mairie«, sollte eigentlich bis sechs besetzt sein, ist aber geschlossen. In der Bar, in der ich endlich zu meiner kühlen Pression komme, können oder wollen sie mir nicht weiterhelfen, aber der Bäcker um die Ecke kennt die Frau, die das Gîte verwaltet und ruft sie an. Sie kommt vorbei, begleitet mich hin, zeigt mir alles und händigt mir den Schlüssel aus mit der Bitte, ihn morgen früh in den Briefkasten bei der Mairie zu werfen. Ich habe das ganze Gîte für mich alleine. Während wir noch ein paar Worte wechseln, bricht ein Gewitter los, es schüttet wie aus Kübeln auf das trockene, heiße Land. Es ist so schnell vorbei, wie es begann, die Erde dampft und am Himmel steht ein prächtiger Regenbogen.

Drei

Ich breche wieder um sieben Uhr auf, die Bar hat noch geschlossen, die Boulangerie auch, also gehe ich einfach los. Es ist wieder einer dieser milden Sommermorgen, die Sonne kommt gerade hinter den Bergen im Osten hervor und es ist einfach eine Freude, zu gehen. Jemand nutzt schon die kühlen Morgenstunden zur Arbeit auf seinem Feld und verbrennt Gestrüpp. Der Rauch steigt in einer senkrechten Säule in den wolkenlosen Himmel. Als ich Usclas-du-Bosc erreiche, ist der Tag voll erwacht, ein cafe au lait täte jetzt gut, aber im Ort gibt es weder Bar noch Laden. Also frühstücke ich aus dem Rucksack. Heute werde ich nur bis nach Lodève gehen, das ist eine kurze Etappe und dort kann ich bequem einkaufen.

Oberhalb von Usclas-du-Bosc steht am Chemin eine Marienstatue von der aus man das ganze weite Land überblicken kann. Vor ihr eine Bank, ein wunderbarer Platz zum Schauen und Rasten. Im Osten erheben sich in den unterschiedlichsten Blautönen die Berge, durch die ich gestern kam. Nach Süden zu wird das Land hügeliger, flacher und verliert sich am Horizont in hellem Dunst. Es ist für mich immer ein eigenartiges Gefühl, wenn ich nach einigen Tagen auf dem Weg von einer hohen Stelle aus die Landschaft überblicken kann, durch die ich gegangen bin. Wie weit man mit vielen kleinen Schritten kommen kann, wenn man einem Weg folgt. Die Topologie eines Weges zu erfahren, seine Aufs und Abs, die Mühen und

Freuden, die sich erst beim Gehen so sinnlich-konkret entschlüsseln und von denen man von Tag zu Tag sicherer weiß, dass das eine ohne das andere nicht zu haben ist. Keine andere Art



der Fortbewegung ist damit zu vergleichen, auch nicht das Radfahren. Es ist nicht nur die langsamere Geschwindigkeit, mit der die Dinge sich auf uns zu und wieder von uns weg bewegen, die Entschleunigung. Der Gebrauch des ganzen Körpers ist anders, unsere Beine tragen uns und alles was wir bei uns haben und unsere Wirbelsäule steht senkrecht. Die Füße auf der Erde, der Kopf im Himmel, verbunden durch eine senkrechte Achse, entlang der unser Zentralnervensystem ausgerichtet ist: Das ist eine verkörperte Metapher für unsere Existenz als Menschen auf der Erde.

Gegen zwei Uhr in der größten Hitze komme ich in Lodève an. In Lodève gibt es wie in den meisten größeren Städten keine Pilgerherberge, die Dame in der Touristeninfo ist wenig hilfsbereit, die Stadt sei komplett ausgebucht, meint sie, da an diesem Wochenende ein großes Kulturfest stattfindet. Mir bleibt nichts anderes übrig, als selbst die einzelnen Hotels abzuklappern. „Occupé“ bekomme ich mehrmals zu hören, bevor sich die Dame an der Reception des Hotel de la Paix unten am Lerguefluß des verschwitzten Pilgers erbarmt und es ihr einfällt, dass sie oben im vierten Stock, der gerade renoviert wird, noch ein freies Zimmer haben, allerdings ohne Fernseher. Der fehlt mir nicht, und ich kann ausgiebig duschen und schlafen, und als ich abends bei immer noch mehr als dreissig Grad Wärme in die Stadt gehe, beginnt gerade vor der Kathedrale St. Fulcran ein Open Air Konzert.

Vier

Ich schlief friedlich im Hotel de la Paix, obwohl es in der Stadt bis in die frühen Morgenstunden laut zuing. Auf allen möglichen Plätzen der Stadt fanden Konzerte, Dichterlesungen und Theatererevents statt, auch auf einer eigens errichteten hölzernen Plattform im Fluss Lergue. Um halb acht gehe ich los, am Ufer der Lergue schlafen noch Festivalbesucher in ihren Schlafsäcken, es ist fast kein Mensch auf der Strasse. Der Weg verlässt Lodève in Richtung

Südwest, in der gleich die Berge beginnen und die Stadt die geringste Ausdehnung hat. Es geht ordentlich nach oben und das bleibt längere Zeit so, bis ich in fast siebenhundert Meter Höhe einen Bergrücken erreiche, den es lange Zeit bei unglaublicher Sicht entlang geht. Weit im Süden schimmert der Lac du Salagou, der Weg ist sehr trocken und staubig, in der Landschaft dominieren die Farben Gelb und Braun. Hier hat es schon lange nicht mehr geregnet.

Heute habe ich den Eindruck, meine Beine laufen anders, mein ganzer Körper funktioniert anders, so als habe er erst einige Tage gebraucht, um sich an die Belastungen des Weges anzupassen. Gestern habe ich mir vor Lodève einen Wanderstock geschnitten, aus einem Esskastanienspross, und der Stock scheint mich beim Gehen zu unterstützen. Es fühlt sich an, als ob der Stock mir erst zum richtigen Rhythmus des Gehens verhelfen würde.

Ich komme jetzt in sehr dünn besiedeltes Bergland, bis nach Joncels, der nächsten kleinen Ortschaft, durch die der Chemin führt, sind es mindestens vier Stunden zu gehen, von dort



nach Lunas, meinem Tagesziel, sind es noch einmal eineinhalb Stunden. Auf einem Sattel biegt der markierte Weg, der bislang ständig nach Westen ging, scharf nach Norden ab. Meine Karte zeigt, dass er jetzt ein großes, auf dem Kopf stehendes U mit fast zehn Kilometer Diagonale beschreibt. Lunas liegt am Ende des mir gegenüberliegenden Schenkels genau im Westen, in Luftlinie höchstens sieben bis acht Kilometer entfernt. Da will ich hin, ohne das ganze U abzulaufen. Ich weiß, dass ich mich in dieser Gegend nicht verlaufen darf, aber ab Lodève habe ich die 1:25.000er topographischen Karten des IGN, des französischen Institut Geographique National dabei, die sind so genau, dass man sogar darin eingezeichneten Feldwegen vertrauen kann. Damit kann ich es wagen, den markierten Weg zu verlassen und auf eigene Faust diese Berge in Richtung auf Lunas zu durchqueren. Es ist ein merkwürdiges Gefühl für mich, die vertrauenerweckende Führung durch die weiß-rote Wegmarkierung des GR 653 in diesem unwegsamen Bergland hinter mir zu lassen, aber ich entscheide mich dafür.

Der Feldweg, den ich jetzt gehe, verlässt die Bergkuppe und verläuft an der Flanke eines Bergzuges in Richtung eines Tales. Nach etwa einer Stunde passiere ich erstmals einige Gehöfte, der Erdweg ist ab hier geteert und es geht weiter hinunter ins Tal der Nize, eines klei-

nen Nebenflüßchen der Orb. Meine Abkürzung erweist sich als gut gehbar und in der größten Mittagshitze folge ich einem Hinweis auf eine „Fontaine des Yeux“ und gelange zu einem schattigen, verwunschenen Platz mit einer Quelle. An der Quelle eine alte Marienstatue. Die Zweige der Bäume und Sträucher im Umkreis sind über und über mit weißen Stoffstreifen, Bändern und Tüchern behängt, so als hätte es geschneit. Ich muss an verschiedene Schreine in Japan denken, mit ihren Wänden voller kleiner Holztäfelchen, auf denen für Erfolg bei Prüfungen, Genesung, ein gesundes Kind, keine Schwangerschaft usw. gebeten wird. Eben für alles, was wir Menschen wollen und nicht wollen. Scheinbar auch hier.

Unterhalb der Quelle stürzt die Nize über ein Wehr, dahinter hat sich ein tiefer Gumpen gebildet, eingeschlossen von einem dunklen, moosbewachsenen, tropfenden Felskessel. Es ist eine kühle, frische Wasserenergie an diesem Platz, die Luft riecht nach sauberem Wasser. Der Kontrast könnte nicht schärfer sein zur trockenen und heißen Luft fünfzig Meter weiter oben am Weg.

Der weitere Weg nach Lunas wird dann heiß und kurz. Gegen vier Uhr erreiche ich diesen malerischen kleinen Ort. Da es noch früh ist, gehe ich noch eine Stunde weiter bis nach le Bousquet-d'Orb. Das in der Karte vermerkte Gîte erweist sich als nichtexistent, das einzige Hotel am Platz hat geschlossen, zurück nach Lunas mit seinem Gîte möchte ich nicht, also entscheide ich mich dazu, diese Nacht im Freien zu verbringen und gehe zum Campingplatz von le Bousquet-d'Orb.

Fünf

Sehr bequem habe ich diese Nacht nicht verbracht, eine Isomatte hätte schon gut getan. Um fünf Uhr fängt es an etwas zu regnen, ich rolle meinen Schlafsack zusammen, kann aber gleich wieder weiterschlafen, da es bei den wenigen Tropfen bleibt. Ich stehe dann um sechs auf und gehe bald danach los, da die Etappe heute mir etwas Respekt einflößt. Es ist zwar mit vierundzwanzig Kilometern keine besonders lange Etappe, aber mit Meclé kommt die erste Ortschaft erst nach etwa zwanzig Kilometern. Bis dahin geht es durch Bergland ständig nach oben, bis zu einem Pass in etwa tausend Meter Höhe. Das Wasser wird heute ein Problem werden. Es geht stundenlang in großer Höhe auf breiten Forststrassen durch Pinienforste. Hier herrscht intensive Waldwirtschaft, der Wald hat diesen künstlichen Monokulturcharakter, der mich nicht sonderlich zum Verweilen einlädt. Die Wegmarkierung ist teilweise den Forstmaßnahmen zum Opfer gefallen und ohne meine topographische Karte wäre die Orientierung schwierig. Nachmittags dann ein steiler Abstieg vom Col du Layrac hinunter nach Meclé, die Sonne steht brütend über diesem steinigen Südhang, meine Wasserflasche ist längst leer. Meclé, nicht mehr als eine Hand voll Häuser, hat einen wunderbaren Dorfbrunnen, und an dem lasse ich mich erst einmal nieder. Welch eine Labsal ist kühles Wasser.

Nach dem Reinform mit dem Gîte in le Bousquet-d'Orb rufe ich von Meclé aus in der Mairie von St-Gervais-sur-Mare an. Ja, es gibt ein kommunales Gîte erfahre ich, ich solle aber noch während der Öffnungszeit des Rathauses kommen. Ich gehe also, nachdem ich im Ort angekommen bin, erst in die Mairie, um den Schlüssel zu holen. „Werfen Sie den Schlüssel morgen früh in den Briefkasten vor der Türe“, meint die junge Frau im Rathaus, nachdem sie zehn Euro von mir kassiert und meinen Pilgerausweis gestempelt hat. Ich bin wieder der einzige Gast in einem neuen Gîte. Im Ort geht eines dieser für den August so typischen Sommerfeste über die Bühne. Auf dem Dorfplatz direkt an der alten Brücke über die Mare ist eine Bühne aufgebaut worden, flankiert von riesigen Lautsprechertürmen. Tische und Bänke werden aufgestellt, Verkaufsstände für allerlei Leckereien bereiten sich auf den Ansturm der Bevölkerung vor. Als es dann losgeht, kann sich wohl niemand im Ort diesem Sommerfest entziehen. Kind und Kegel strömen zusammen, es wird gegessen, getrunken, getanzt, geredet und selbst die Straßenhunde haben von den Überbleibseln noch ihren Festtag.

Sechs

Das Leben ist so zerbrechlich. Wenn wir das nur immer wüssten, dann würden wir es anders schätzen. Auf dem Weg von St-Gervais-sur-Mare nach Murat-sur-Vèbre führt der Weg erst ein Bachtal entlang, passiert nach einigen Kilometern die malerische Ortschaft Castanet-le-Haut und windet sich dann durch lichten Laubwald auf eine fast eintausend Meter hoch gelegene Hochebene nach oben. Im Wald taucht eine große Lichtung auf, an ihrem Rand liegt

ein großes alleinstehendes Haus aus Natursteinen mit geschlossenen Fensterläden. Davor eine riesige Buche, ein Tisch, eine Bank, am Haus ein Wasserhahn, der sogar Wasser spendet. Niemand ist da. Ich entschieße mich zu einer Rast. Viele Franzosen, die es sich leisten können, haben ein Haus auf dem Land, oftmals alte Gebäude, die sie mit Geschmack wieder bewohnbar machen. Ich ruhe im Schatten der Buche, dieser Platz hat eine eigene Atmosphäre, ich kann mir plötzlich das Leben vorstellen, das herrscht, wenn die Eigentümer anwesend sind, Kinderlachen, ein Grill steht auch herum. Einer plötzlichen Eingebung folgend gehe ich um das Haus herum und finde an seiner dem offenen Land zugewandten Rückseite ein frisch aufgeschüttetes Grab. Ein einfaches Holzkreuz enthält die Daten 1952 – 2004. Die auf das Grab gepflanzten Blumen sind noch ziemlich frisch, obwohl es hier seit drei Monaten nicht geregnet hat,



wie mir heute in Castanet-le-Haut ein Einheimischer sagte. Ich hole vom Wasserhahn Wasser und gieße die Blumen. Am Holzkreuz befestigt und mit einer Plastikfolie geschützt der Brief einer Tochter an ihren Vater. Ich habe erst Scheu, etwas so Persönliches zu lesen, tue es dann aber doch. Schrift und Inhalt sind fast noch kindlich, es ist der Dank und Abschied eines vielleicht zehnjährigen Mädchens von ihrem Vater, der an diesem Platz erst vor kurzer Zeit begrabene wurde.

Es ist schon merkwürdig: Heute ist die bislang längste Etappe und der größte Höhenunterschied zu bewältigen, aber es macht mir alles nichts aus. Die Beine laufen von alleine, mein Kopf denkt nicht ans Ankommen, mein Körper genießt die Wärme und fürchtet nicht die Anstrengung. Es ist vielleicht doch der Kopf, der das entscheidende Spiel spielt. Es kommt mir heute mehrmals in den Sinn, nicht zu weit nach vorne zu sehen, die Füße richtig zu setzen und

nicht ans rechtzeitige Ankommen zu denken. Und plötzlich habe ich den Ort, das Ziel erreicht, ohne es schon erwartet zu haben.

Murat-sur-Vèbre liegt auf der Hochebene des Languedoc und macht einen grauen, etwas langweiligen Eindruck im Vergleich zu den Orten, die ich an den vorhergehenden Tagen passiert hatte. Schon als ich einige Kilometer vor Murat die Hochebene erreiche, bemerke ich die Veränderung der Landschaft: Die bizarren, oft zerklüfteten Berge im Osten des Haut Languedoc weichen einer sanfter gewellten, landwirtschaftlich stärker genutzten Landschaft, der mediterrane Charakter tritt zurück. Das Gîte in Murat ist wieder ein kommunales Gîte, diesmal recht elementar und für etwa zehn Pilger eingerichtet. Duschen und Küche sind sauber, ich bin wieder der einzige Gast. Nach einer heißen Dusche schlafe ich erst etwas, die Truite meunière später dann im Restaurant am Ort ist wohl etwas zu schwer für meinen Magen, ich träume schwer in dieser Nacht.

Sieben

Als ich aufstehe, ist der Himmel grau und es regnet. Das ist ungewohnt. Ich lasse mir etwas mehr Zeit beim Aufbruch, denn der Weg in das etwa fünfundzwanzig Kilometer entfernte la Salvetat-sur-Agout bleibt auf der Hochebene des Languedoc, es sind keine großen Höhendifferenzen zu überwinden. Jetzt beginnt der große Wald, der sich von Murat fast bis nach Castres hinzieht. Ich spanne meinen großen Regenschirm auf, der mir das Tragen eines schweißtreibenden Ponchos erspart und der auch meinen Rucksack vor Durchnässung schützt. So kann ich auch bei Regen luftig gehen, solange es nicht zu sehr windet.

Ich gehe jetzt hauptsächlich durch Eichenwälder, der Weg ist oft von Steinmauern gesäumt, die von Moos überwachsen sind. Der Charakter der Landschaft hat sich im Vergleich zu den vorhergehenden Tagen enorm gewandelt. Dazu kommt der Regen, der den Wald noch dichter, dunkler und feuchter macht. Der Wald hat etwas Verwünschenes und als am Nachmittag der Regen nachlässt, kommt es zu der Begegnung mit den zwei Frauen auf der Landstrasse, die ich anfangs beschrieben habe und die mich so merkwürdig berührt.

La Salvetat-sur-Agout ist ein Ort mit einem historischen Kern auf einem Hügel, umflossen von einer Schleife des Agout. Mitten im Ortskern befindet sich in einem alten, stattlichen Gebäude das Gîte, das nur drei Zimmer mit je zwei Betten enthält. Als ich eintreffe, bin ich wieder alleine, später tauchen noch zwei Französisinnen auf, die eine dreitägige Wanderung auf dem Chemin hier in Salvetat beginnen wollen.

Acht

Die beiden Französisinnen brachen heute morgen vor mir auf, ich treffe sie dann aber wie zu erwarten war im Laufe des Vormittages irgendwo im Wald. Ich bin seit über einer Woche jeden Tag alleine gegangen, jetzt ist es interessant, beim Gehen Gesellschaft zu haben. Die jüngere heißt Yvonne, lebt in Paris und arbeitet bei einem großen Konzern im internationalen Marketing. Sie ist Single und wird durch ihren Beruf voll gefordert. Sie wirkt auf mich, als stände sie permanent unter Hochspannung. Ihre Freundin Amely stammt aus Montpellier, hat Familie und ist Professorin für Management an der dortigen Uni. Die beiden hatten schon im Vorjahr damit begonnen, den Chemin d'Arles in kleinen Abschnitten zu gehen und mit den drei Tagesetappen von Lunas bis nach Salvetat begonnen. Ich kann mir das schwer vorstellen, da mein Körper schon allein drei Tage benötigte, um sich an die Belastungen des Weges anzupassen. Aber die Menschen sind eben verschieden.

Wir haben viel Spaß miteinander auf dem Weg durch den nicht enden wollenden verwunschenen Wald, teilweise im Nebel, bei gelegentlichen Regenschauern, moosigen Bäumen und überwachsenen Steinmüerchen. Mir als Deutschen müsste das doch gefallen, scherzt Yvon-



ne, wir mit unserem Schwarzwald und unserer Vorliebe für „den Wald“. Aus französischer Perspektive sieht es wohl so aus, als hätten wir Deutschen eine „Waldseele“.

„Wahrscheinlich gibt es hier auch Feen und Trolle“ unterstützt sie Amely.

„Sicher“ gebe ich zurück. „Die kann man aber erst sehen, wenn man länger als drei Tage auf dem Weg ist.“

Es wird ein kurzweiliger Geh-tag, wir scherzen über deutsche und französische Mentalitäten, essen Brombeeren von den Mäuerchen (les murs sur les murettes) und spielen mit unseren Sprachen. Im Französischen gibt es eine wunderbare Formulierung für das Befrieden des inneren Lärms: « Pacifier le bruhaha mentale ». Das gefällt mir, pacifier le bruhaha mentale. Bruhaha, welch ein lautmalerischer Ausdruck für Lärm, das ist ein gutes Mantra beim Gehen, denke ich.

Bevor wir es erwartet hatten, ist unser Tagesziel Anglès erreicht. Die Bar hat offen und es gibt erst einmal einen cafe au lait. Yvonne

und Amely haben sich für die Übernachtung in einem Gîte rural, der Ferme de Peybarthés, einige Kilometer außerhalb von Anglès angemeldet. Nach einem Anruf ist sicher, dass dort auch Platz für mich ist und wir gehen noch einmal los.

Neun

Manchmal wundert es mich, wie viel Bewegung Menschen erzeugen, um vor dem zu fliehen, was sie insgeheim am meisten wünschen. Yvonne flog letztes Jahr für zwei Wochen nach Sansibar zum Tauchen, nächstes Jahr möchte sie nach Bhutan, jetzt geht sie für drei Tage den Chemin und selbst das Gehen auf dem Chemin de Saint Jacques macht sie zu einer rekordverdächtigen Veranstaltung. Sie wirkt auf mich wie eine Getriebene, die auf der Flucht vor sich selbst ist. Jede Lücke, jeder Zwischenraum muss mit Betriebsamkeit aufgefüllt werden, denn in den Zwischenräumen könnte man sich selbst begegnen. Bei der Flucht bewegt uns das, was wir vermeiden wollen, zwischen das und uns wir möglichst viel Abstand bringen wollen. Zuflucht dagegen hat eine völlig andere Antriebsenergie, einen anderen Treibstoff, es ist die Bewegung auf etwas zu, ihr Motiv ist die Abstandsverringern, das Sich-auf-etwas-zu-Bewegen mit dem Ziel, sich letztlich damit zu verbinden. Während Fluchtbewegungen zwangsläufig immer schneller werden müssen, um wenigstens noch die Illusion ihrer Wirksamkeit aufrecht zu erhalten, braucht die Zufluchtsbewegung Entschleunigung und ein gewisses Maß an Absichtslosigkeit. Den Weg gehen ist für mich Zuflucht bei sich selbst suchen.

Gestern Abend nach dem Abendessen und noch einem längeren Gespräch über „den Weg“ verabschiedeten wir uns, Yvonne und Amely wollen es heute bis Castres schaffen, das sind etwa vierunddreißig Kilometer. Sie frühstücken daher schon um sechs. Mir reichen heute die einundzwanzig Kilometer bis Boissezon und ich kündige mich daher erst für sieben zum Frühstück an. Pierre, der Eigentümer der Ferme de Peybarthés, setzt sich mit dazu und erzählt davon, wie er in diese verlassene Gegend Frankreichs kam. Er hatte als Ingenieur für einen großen französischen Stromversorger gearbeitet, Computerprogramme für die Lastverteilung in Stromnetzen entwickelt, zeitweilig diese Aufgaben auch in Nordafrika und Indonesien wahrgenommen. Er ist in der Welt herumgekommen, spricht fließend Englisch und genießt offensichtlich unser Gespräch. Als er etwa fünfzig war, wurde ihm bedeutet, dass seine Zeit in der Firma abgelaufen sei. Er habe gar nicht mehr versucht, in seinem alten Beruf weiter zu machen, sondern sich dieses Haus und Grundstück am Chemin d'Arles gekauft, sei mit seiner Frau hierher gezogen und nun leben sie von der Vermietung an Sommergäste und gelegentlich vorbeikommende Pilger. Als ich aufbreche gibt er mir noch Brot und Käse mit, denn am Weg wird heute keine Boulangerie liegen, begleitet mich noch ein Stück weit, zeigt mir, wie ich wieder auf den markierten Weg finde und wir verabschieden uns. Der Weg bringt so viele intensive Begegnungen und ebenso viele intensive Abschiede. Er ist eine fortwährende Übung in Loslassen.

Es hat nach dem Regen der beiden letzten Tage aufgeklart, ist frisch und sonnig. Ich befinde mich jetzt auf den Ausläufern der Berge des Haut Languedoc, die Hochebene, die ich an den vorangegangenen Tagen durchwandert habe, fällt allmählich nach Westen in eine weite Ebene ab, in der Castres liegt. Ich gehe jetzt hauptsächlich durch Buchenwald. So wie es Tage gibt, an denen man seine eigene Schwere buchstäblich an sich ziehen fühlt, so gibt es auch Tage, an denen alles an Gewicht von einem abgefallen zu sein scheint. Es ist mir so, als verstärkte das Auf-dem-Weg-Sein beides, intensiviere das Empfinden fast bis zum Extrem. Heute gehen die Beine fast von alleine, jeder Druck irgendetwas zu schaffen oder irgendwo ankommen ist von mir abgefallen, die Zeit tritt in die Zeitlosigkeit ein und jeder Schritt tut gut.



Mittags liege ich im Schatten einer Eiche, habe mir den Schlafsack herausgeholt und untergelegt und schaue nach oben ins Laub des Baumes. Die Sonne glitzert durch das Laubdach, mal spüre ich ihre Wärme auf meinen Oberschenkeln, mal auf meinem Bauch.

Später am Nachmittag, einige Kilometer vor Boissezon, trete ich aus dem Wald heraus und traue meinen Augen nicht. Vor mir fallen die Berge des Haut Languedoc sanft und bewaldet nach Westen ab und dort erstreckt sich eine unglaublich weite Ebene bis zum Horizont, an dem in südlicher Richtung die Pyrenäen mehr zu erahnen als zu sehen sind. Es ist eine mich in diesem Moment vollkommen überwältigende herzöffnende Weite, ungeheurer offener Raum und aus mir brechen die Tränen hervor. Dieser unglaubliche Eindruck offen daliegenden Landes vor meinen Augen, vor meinen Füßen, hat die innere Weite inspiriert, die Tränen schießen mir aus den Augen. Wir können im »Außen« erst erkennen, was wir »innen« gefunden haben - es ist, als ob die Kindweite die Mutterweite erkannt hätte und in ihre Arme gelaufen wäre. Mein Lieblingsphilosoph Jean Gebser kommt mir in den Sinn und seine Beschreibung eines Briefes von Petrarca über dessen Besteigung des Mont Ventoux im Rhonetal im Jahr 1336 und von der Erschütterung, die der dadurch hervorgerufene Einbruch des Raumpfindens in das damals noch unräumliche mittelalterliche Denken auslöste.

Nach meiner Ankunft in Boissezon trinke ich erst einmal eine Pression im Schatten der Pergola des einzigen Restaurants am Ort. Die Besitzerin, sie heißt Chantal wie ich später erfahre, verwaltet nebenbei das kommunale Gîte, stempelt mir mein Credencial und bringt mich hin. Die Gemeinde hat erst vor einem Jahr ein altes Gebäude grundlegend renoviert und darin eine Pilgerherberge eingerichtet. Wahrscheinlich mit finanzieller Unterstützung durch die EU, denn der Jakobsweg ist ein von der Europäischen Union anerkannter „Europäischer Kulturweg“, in dessen Infrastruktur einiges an EU-Geldern floss. Ich kann dieses wunderbare Gîte wieder völlig alleine genießen, Pilger kommen fast nur im Frühjahr und im Herbst vorbei, meint Chantal.

„Kann ich heute abend bei Ihnen im Restaurant essen?“ frage ich.

„Nein, das geht leider nicht. Heute Abend haben wir geschlossen. Aber ich kann Ihnen etwas Kaltes herrichten und mitgeben, was möchten Sie denn gerne?“

Ich hole mir später ein Tablett mit meinem Abendessen bei ihr im Restaurant ab, sie spricht noch von einem Künstlerfest heute abend und ich kehre ins Gîte zurück, esse, schreibe Tagebuch und lasse diesen außergewöhnlichen Tag ausklingen. Das meine ich, denn als es zu dämmern beginnt, klingt Musik aus dem oberen Ortsteil um die Kirche zu mir herüber. Dort haben Künstler ihre Ateliers und Werkstätten und es gibt mehrere Vernissagen. Ich gehe hinauf und finde eine heitere Gesellschaft von vielleicht fünfzig Personen beim Feiern auf der Strasse. Eine Frau, später stellt sich heraus, dass sie selbst auch ausstellt, singt Chansons. Chantal ist auch da und macht mich mit Geza bekannt, einer jungen deutschen Künstlerin, die mit Chérif, einem Maler in Boissezon lebt. Wir sitzen auf den Treppenstufen, hören der Sängerin zu, Wein ist natürlich ausreichend da und ich kann mich mal wieder auf Deutsch unterhalten. Geza und Chérif leben in der stillgelegten früheren Textilfabrik unten am Fluss, die ihnen auch als Atelier dient und als das kleine Fest sich aufgelöst hat, gehen wir noch in ihre Fabrik. Es wird ein langer Abend mit Trinken und Reden über Kunst, Aikido und den Weg und als ich schließlich in mein Gîte zum Schlafen gehe, ist Mitternacht längst vorüber.

Zehn

Am nächsten Morgen stehe ich um sechs Uhr auf, der Himmel ist klar, mein Kopf nicht ganz, deshalb brauche ich etwas länger, um meine Sachen zu packen. Ich räume das Gîte auf, spüle ab, sperre zu und werfe Chantal den Schlüssel in ihren Briefkasten. Die Boulangerie hat schon geöffnet, also kann ich mir noch ein frisches Baguette kaufen und dann losgehen. Der kleine Ort liegt schnell hinter mir, es geht ein Bachtal nach oben und nach etwa zwei Stunden

begegnet mir erstmals ein Pilger. Es ist ein Franzose, der auf dem Rückweg von Santiago de Compostella ist. Er erzählt mir, dass er Mitte April in le Puy aufgebrochen und in etwa zwei Monaten nach Santiago gegangen sei. Jetzt auf dem Rückweg sei er über den Somportpass gekommen und wolle nach Arles gehen, um dort seine Pilgerreise abzuschließen. Er ist seit dreieinhalb Monaten unterwegs und möchte in zehn Tagen in Arles sein. Arles liegt von hier aus drei Tagesmärsche hinter Montpellier und ich habe von Montpellier bis hierher fast zehn Tage gebraucht. Bei seinem Trainingstand ist seine Absicht sicher realistisch. Wir reden noch über die vollen Refugios auf dem spanischen Teil des Weges und über die Situation der Gîtes in Frankreich. Ich bin froh, den Camino Frances in Spanien schon Anfang der neunziger Jahre gegangen zu sein, als das Pilgern auf dem Jakobsweg noch nicht die gegenwärtige Renaissance erlebt hatte.

Nach etwa vier Stunden erreiche ich Castres, die bislang größte Stadt auf meinem Weg. Die Vororte ziehen sich endlos hin und ich muss mich entscheiden, ob ich heute in dieser Stadt bleibe oder in das etwa siebzehn Kilometer entfernte Kloster d'En Calcat weitergehen möchte. Ein Anruf im Kloster hilft mir bei der Entscheidung: Der frère hotelier, mit dem ich spreche, meint es sei eine Ehre für sie, wenn ein Pilger aus Allemagne bei ihnen nächtige. Ich solle aber spätestens um halb sechs da sein, da um sechs im Kloster der Vespertagesdienst beginne. Das sieht realistisch aus, erweist sich dann aber im Verlauf des Nachmittages als etwas stressig.

Ich halte mich in Castres nicht lange auf, trinke in einer Bar ein kühles Bier, ziehe mir etwas Geld aus einem Automaten und verlasse dann wieder die Stadt. An einem Markt oder Lebensmittelladen komme ich nicht vorbei, lange suchen will ich nicht, also muss das, was ich dabei habe, ausreichen. Was knapp wird, ist nur das Wasser. Die Vororte ziehen sich wieder, es geht an verkehrsreichen Strassen entlang und wird inzwischen sehr heiß. Nach etwa einer Stunde erreiche ich Barginac-le-Haut, nicht mehr als eine Ansammlung einiger Häuser, es ist so gegen dreizehn Uhr, Siestazeit. Der Ort wirkt ausgestorben, ich brauche aber unbedingt Wasser. Ich läute an einer Türe, nichts passiert. Ich läute beim nächsten Haus, es rührt sich was im Haus und aus einem oberen Fenster blickt ein Mann herunter und fragt was ich möchte. Ob er mir meine Wasserflasche auffüllen könne, ich sei Pilger auf dem Chemin de Saint Jacques. Gerne, meint er, er habe aber nur Wasser aus dem Hahn. Hauptsache Wasser. In dem Moment tritt aus dem Haus, bei dem ich zuerst geläutet hatte, eine Frau aus der Türe, sieht mich bei ihrem Nachbarn, erkennt worum es geht und bietet mir „de l'eau fraiche“ aus ihrem Kühlschrank an. Das ist natürlich noch besser, ich bedanke mich bei dem Herren für die Umstände und begleite die Frau in ihr Haus. Sie holt eine Flasche aus ihrem Kühlschrank und füllt damit meine Vittelflasche auf. Ein paar Sätze, woher ich komme, dass es heute sehr heiß sei, und ich gehe wieder. Auf dem Dorfplatz, wo ich meinen Rucksack stehen ließ, ist inzwischen ein junger Mann aufgetaucht, der mir auch Wasser anbietet. Auch er möchte wissen, woher ich komme, erzählt von den „pelerins“, die hier immer mal wieder vorbeikämen und wünscht mir zum Abschied „bon courage“.

Die brauche ich auch, denn es wird nicht nur drückend schwül, sondern auch ich selbst komme mit der vereinbarten Ankunftszeit im Kloster etwas unter Druck. Da ist es wieder, das Problem des „Ankommens“. Die Kilometer ziehen sich, die Füße schmerzen heute und es ist etwa zwei Uhr, als ich in Viviers-le-Montagne ankomme. Ich suche im Ort nach der „ballisage“, finde sie dann und folge ihr, und nach einiger Zeit merke ich, dass ich in einem großen Kreis um Kirche und Ortskern herumgeführt worden bin und mich wieder am Ausgangspunkt befinde. Ich fluche, denn nach einer Stupaumrundung wie in Tibet üblich war mir im Moment nicht zumute.

Es geht jetzt durch eine lange Platanenallee ziemlich genau nach Süden. In der Ferne sind die Erhebungen der „Montagne Noire“ zu erkennen, an deren Fuß die Abbaye d'En Calcat liegt. Von Westen her wird der Himmel immer dunkler und über den Bergen scheint sich ein

Gewitter aufzubauen. Erste Windstöße fahren durch die Kronen der Platanen und wirbeln Blätter durch die Luft. Die Farben der Landschaft werden immer irrealer. Je dunkler der Himmel wird, desto heller leuchten die abgeernteten Getreidefelder mit ihren gelben Stoppeln. Die fast halbmannshohen Gräser am Straßenrand peitscht der immer stärker werdende Wind wie strohblondes Haar in Wellen hin und her. Es ist kein Verkehr. Die Landschaft bereitet sich auf ein richtiges Unwetter vor.



Ich habe noch fast zehn Kilometer offenes Land bis zur Abbaye vor mir, keine Ortschaften. Ich mache meinen Rucksack wasserfest und gehe zügig mitten hinein in die Schwärze. Über den Bergen erste Blitze, der Donner „rollt“ über Himmel und Land, wie ich ihn lange nicht mehr rollen hörte. Es klingt, wie wenn ein riesiger Mühlstein alles zermalmen würde, was in seinen Weg kommt. Ich weiß, vor dem Regen kommt der Wind, und der baut sich zu Stößen auf, die mich besorgt nach oben in die Kronen der Bäume blicken lassen, einen Ast möchte ich ungerne auf den Kopf bekommen. Dann beginnt der Regen mit einer solchen Heftigkeit, dass mir auch mein Schirm nichts nützen würde, der Wind würde ihn zerfetzen. Hinter einer Baumgruppe erkenne ich ein Gebäude, eine Kapelle vielleicht? Ich nehme einen Feldweg zum Gebäude um Schutz zu suchen. Weit und breit kein Mensch, nur ein Bauer auf seinem

Traktor bricht die Feldarbeit ab und kommt mir auf dem Feldweg entgegen. Neben mir hält er an, ich kann ihn im Wind- und Motorenlärm kaum verstehen, er spricht einen südfranzösischen Dialekt, aber als er hört, dass ich zur Abbaye d'En Calcat möchte, winkt er, ich solle aufsteigen. Das lasse ich mir nicht zweimal sagen, zwänge mich mit Rucksack und Stock zu ihm ins enge Führerhaus und bin dort erst einmal vor dem schlimmsten Regen geschützt. Er legt los, wir sind bald auf der Teerstrasse und ich wundere mich nach meinen zehn Tagen Gehen, um wie viel schneller ein Traktor im Vergleich zu einem Fußgänger ist. Das Unwetter tobt weiter, wir unterhalten uns fast brüllend und er erklärt, dass sein Hof in Richtung der Abbaye liege. Ich danke meinem „Retter“, denn er hat mich nicht nur vor dem Unwetter geschützt, sondern so schaffe ich es vielleicht sogar noch rechtzeitig ins Kloster zu kommen.

Auf seinem Hof, es schüttet immer noch wie aus Kübeln, erzählt er mir seine ganze Situation als Bauer. Er hat vierzig Rinder, baut sein Futter selber an, bekommt aber nichts mehr für seine Produkte. Seine Kinder wollen den Hof nicht übernehmen, er denkt ans Aufhören. Er fährt mich dann mit seinem Auto noch zwei Kilometer in Richtung Abbaye und als wir am Straßenrand die weiß-rote Wegmarkierung sehen, lässt er mich raus. Ich müsse den Mönchen ja nicht erzählen, dass er mich im Auto hierher gefahren habe, meint er noch mit einem verschmitzten Lachen, als wir uns verabschieden.

Inzwischen hat es aufgehört zu regnen, der Turm der Abbaye ist in einiger Entfernung vom Weg zu sehen und ich gehe darauf zu. Die Abbaye d'En Calcat ist ein großes Benediktinerkloster mit etwa fünfzig Mönchen. Ich finde erst den Eingang nicht, gehe um das Kloster herum und aus einem Seiteneingang treten zwei Mönche in langen dunklen Mönchskutten heraus, begrüßen mich und fragen nach meinem Begehren.

„Ich bin Pilger aus Deutschland und gehe den Chemin de Saint Jacques. Ich habe heute mit dem frère hotelier telefoniert und möchte gerne im Kloster übernachten.“

„Das ist in Ordnung, kommen Sie mit.“

Sie begleiten mich ins Kloster und bringen mich zum frère hotelier, dabei fragt der eine mich, woher ich heute komme.

„Aus Boissezon, etwa zweiunddreissig Kilometer von hier.“

„C'est rien“ meint der Mönch, so als würde er täglich mit Gepäck und bei Unwetter dreissig Kilometer laufen.

Der frère hotelier ist ein älterer sehr netter Mönch, der für die Gäste des Klosters, die Pilger aber auch für die „hôtes“ zuständig ist, die längere Zeit das Klosterleben sozusagen probierhalber mitmachen können. Es gibt einen eigenen Trakt für die hôtes, es sind zur Zeit etwa zehn davon im Kloster, und ich werde dort in einem eigenen Zimmer einquartiert.

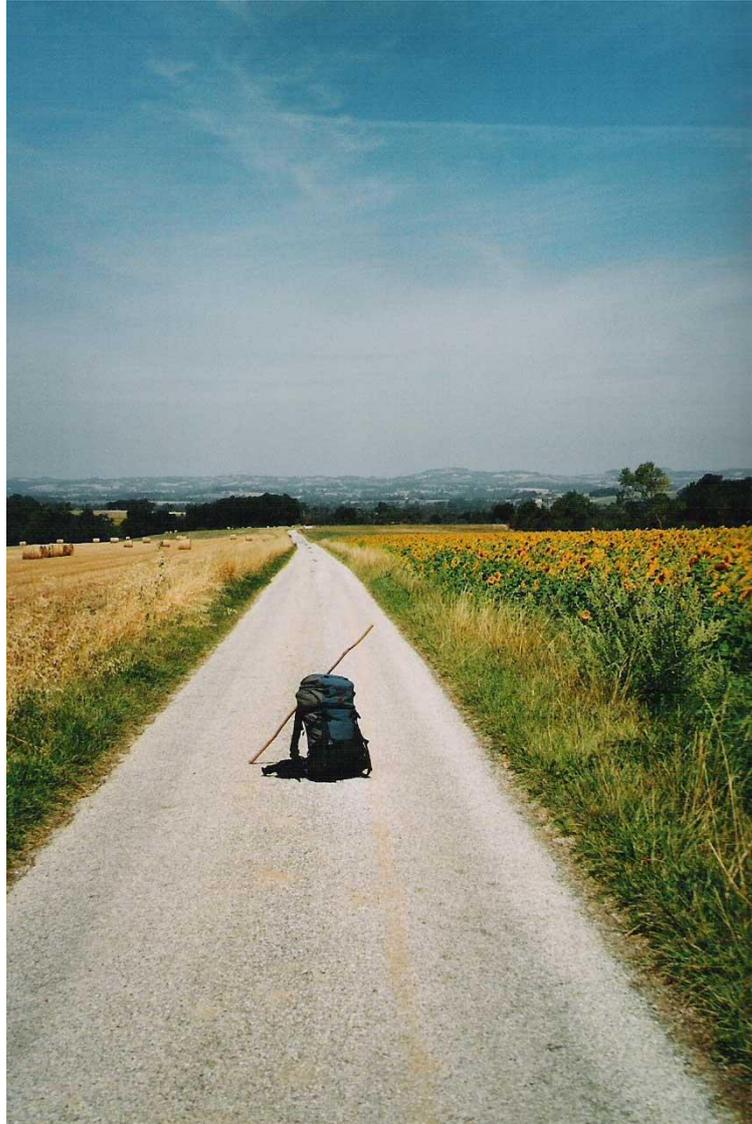
„Installez vous“ meint der frère hotelier noch als er mich in meinem Zimmer zurücklässt. Um sechs beginne die Vesper, das Abendessen dann um fünf vor Sieben und alles finde im Kloster sehr pünktlich statt. Ich bin froh, die noch feuchten Kleider vom Leib zu bekommen, stelle mich unter die heiße Dusche und ruhe mich etwas aus. Kurz vor sechs läuten die Glocken für die Vesper. Die große Klosterkirche hat im vorderen Teil auf beiden Seiten ein Chorgestühl, das sich jetzt mit den Mönchen füllt, die durch eine Nebentüre das Kirchenschiff betreten. Etwa fünfundzwanzig Mönche nehmen auf jeder Seite des Chorgestühls Platz, alle in dunklen langen Mönchskutten, es sind nur einige wenige jüngere darunter. Außer den hôtes und mir sind nur eine Handvoll weiterer Gottesdienstbesucher anwesend.

Der Speisesaal des Klosters ist ein großer, hoher Raum mit einfachen Tischen, an denen die Mönche Platz nehmen. Ich sitze mit den hôtes an einem separaten Tisch und es gibt offensichtlich Mönche mit dem Auftrag, sich um uns zu kümmern. Alles passiert schweigend, ein einfaches Essen wird aufgetragen, Kartoffelsuppe, Brot, Pellkartoffeln und Butter, auf dem Tisch stehen Krüge mit Wasser und offener Rotwein. Nur für unseren Tisch werden anschließend noch Käse und Obst serviert. An der Stirnseite des Speisesaales befindet sich ein erhöhter Podest, auf dem ein Vorleser sitzt. In das gedämpfte Klappern der Essbestecke mischt sich die Stimme des Vorlesers, mein Französisch ist nicht gut genug, um ihm im Einzelnen folgen zu können, aber er trägt keinen ausschließlich religiösen Text vor, soviel bekomme ich mit. Sobald die Mönche fertig gegessen haben stehen sie auf und verlassen schweigend den Speisesaal. Wir an unserem Tisch lassen uns etwas länger Zeit, wir haben schließlich auch kein Mönchsgelübde abgelegt.

Elf

Heute Morgen konnte ich etwas länger schlafen, heute ist Sonntag, die Frühmesse beginnt statt zwanzig nach sechs erst eine Stunde später. Danach ein karges Frühstück wieder zusammen mit den Mönchen und als ich dann von der Abbaye aufbreche, ist es fast zehn Uhr. Das Hochamt beginnt, die Glocken läuten, die Leute aus der Umgebung strömen in die Kirche und mich zieht es hinaus. Jetzt den Geruch der Feuchtigkeit der Nacht wahrzunehmen, bevor die Sonne sie aufgezehrt hat, offenes Land vor mir zu haben und ein Bein vor das andere zu setzen, das ist jetzt mein Gottesdienst, das ist mein Hochamt. Ich lasse meine Seele fliegen.

Vielleicht hat es der Gesang der Benediktinermönche in der Frühmesse ausgelöst, jedenfalls taucht heute beim Gehen der „Gesang der Verwirklichung“ von Dudjom Rinpoche, einem Mitte der achtziger Jahre verstorbenen großen tibetisch - buddhistischen Meister, in meinem Geist auf. Er war einer der Lehrer von Sogyal Rinpoche, bei dem ich an vielen Retreats teilgenommen hatte. Jede Zeile davon kann ich auswendig, einige davon bewegen sich jetzt beim Gehen in meinem Geist.



„Der ursprüngliche Grund des Selbstgewahrseins ist unbewegt und unverändert.
Des Absoluten Entfaltung von allem was entsteht, ist weder gut noch schlecht.
Da reines Gewahrsein des Jetzt der wahre Buddha ist,
finden wir in Offenheit und Zufriedenheit den Meister in unserem Herzen.
Wenn wir erkennen, dass dieser unendlich natürliche Geist
das wahre Wesen des Meisters ist,
dann gibt es keinen Grund für verhaftete Gebete oder künstliche Beschwerden.
Durch Entspannen in ungezwungenem Gewahrsein,
dem freien und offenen, natürlichen Zustand,
erlangen wir den Segen absichtsloser Selbstbefreiung all dessen was entsteht.
Buddhaschaft wird nicht erlangt durch konstruierte Dharmas,
Meditation, vom Geist gemacht, vom Intellekt verfertigt, ist der betrügerische Feind.
Hängen an Stil und Gebaren wird jetzt zerstört mit verrücktem Loslassen.
Dies Leben sei verbracht im Zustand rückhaltloser, nackter Leichtigkeit.“

Der Weg nach Revel, meinem heutigen Tagesziel, führt jetzt am Fuß der Montagne Noir entlang nach Südwesten. Die Landschaft hat trotz der zunehmenden Hitze etwas Frisches, das gestrige Unwetter hat allen Staub aus der Luft gewaschen.

Revel ist als eine typische okzitanische Bastide gegründet worden, die Strassen im alten Ortskern sind schachbrettartig um einen zentralen Platz angeordnet. In der Mitte des Platzes erhebt sich eine ausladende hölzerne Halle, in der die Touristeninfo untergebracht ist. Darum herum findet heute am Sonntag gerade ein Künstler- und Antiquitätenmarkt statt. In der Touristeninfo erfahre ich, dass sich das Gîte gleich in der Nähe des Platzes in der Rue Jean Mulin 28 befindet. Während ich noch nach der Hausnummer suche, spricht mich ein Herr an und gibt sich als Hüter des Gîte zu erkennen. Diesmal ist es kein kommunales Gîte, sondern eine Initiative der „Amis de Chemins de St.Jacques Quercy-Languedoc“, eines regionalen Verbandes der Freunde des Jakobsweges. Die Stadt Revel hat dem Verband kostenlos eine Wohnung zur Verfügung gestellt, für die laufenden Kosten und die Betreuung der Pilger kommt der Verband auf, erzählt mir Francis, wie der Herr heißt. Francis ist für eine Woche Hüter des Gîte, dann löst ihn jemand anderes ab. Er hat jetzt im August nicht allzu viel zu tun, sagt er, der letzte Pilger war vor zwei Tagen da. Ein Franzose, der von Santiago zurückkam. Ich erzähle ihm von meiner Begegnung im Wald vor Castres, es war tatsächlich der Pilger, mit dem ich mich unterhalten hatte.

Francis meint, er würde für den Abend etwas zu Essen machen. Ich dusche, ruhe etwas und gehe dann noch einmal in die Stadt. Die Marktstände werden gerade abgebaut, der Platz mit seinen umlaufenden hölzernen Arkaden ist wunderschön. Glücklicherweise haben die Franzosen sehr viele dieser Baudenkmäler, sie sind nicht besonders herausgeputzt, sie sind einfach in Gebrauch und das macht ihren Charme aus.

Zurück im Gîte essen wir und es wird wieder ein langer Abend. Francis hat bis vor einigen Jahren als Trainer bei der französischen Post gearbeitet und ist erstmals nach seiner Pensionierung von Toulouse aus, wo er lebt, den Jakobsweg bis nach Santiago gegangen. Nach dieser Erfahrung hat er begonnen, sich bei den „Amis de Chemins de St.Jacques“ zu engagieren. Er weiß viel über die frühe Geschichte des Chemin d'Arles und dabei spricht er auch vom Kreuzzug gegen die Katharer im 13. Jahrhundert in Okzitanien. Der Weg ginge jetzt bis Toulouse durch das Lauragais, das sei das Kernland der Katharerbewegung gewesen. Ich erinnere mich dunkel an „Albigenserkriege“, aber diese Bezeichnung sei falsch, meint Francis, nicht Albi, sondern Carcassonne sei ein Zentrum der Katharer gewesen. Francis schlägt mir vor, am nächsten Tag nach les Cassés zu gehen, das läge etwa auf halber Strecke nach Montferrand, dem nächsten Gîte, und bis dahin sei es mit fast vierzig Kilometern ohnehin zu weit. In dem Dorf les Cassés habe eine Frau erst vor einem halben Jahr ein Haus für Pilger eröffnet. Christiane sei eine sehr interessante Frau und von ihr könnte ich mehr über die Katharer erfahren.

Zwölf

Nach dem Frühstück mit Francis verlasse ich Revel. Der Chemin geht jetzt an der Rigole de Riquet entlang, einem im 17. Jahrhundert von Paul Riquet, dem genialen Erbauer des Canal du Midi angelegten Zuflusskanal. Die Rigole sammelt das Wasser der Montagne Noir und führt es etwa fünfzig Kilometer weit nach Südwesten, um es dort in den Canal du Midi am Col du Naurouze, seinem höchsten Punkt zwischen Atlantik und Mittelmeer, einzuspeisen. Damit können die Schleusen in beiden Richtungen immer ausreichend mit Wasser versorgt werden. Die Rigole ist gesäumt mit Platanen, der Weg ist daher sehr schattig aber auch etwas langweilig. Das Dorf les Cassés liegt etwa zwei Kilometer oberhalb der Rigole auf einer Anhöhe. Hier ist Weizenland und die Felder sind alle längst abgeerntet. Les Cassés ist ein ganz unauffälliges Bauerndorf, nur eine Klosterruine am Dorfrand und ein Hinweis auf eine frühere

Katharerbefestigung auf einem vorspringenden Felsplateau lassen ahnen, dass es nicht immer so war.

Ich hatte mich telefonisch angekündigt, bei meiner Ankunft begrüßt mich Christiane sehr herzlich. Sie ist eine zierliche Frau mit starker Ausstrahlung und als wir uns im Laufe des Nachmittages mehr miteinander bekannt gemacht haben, versuche ich zu verstehen, wie sie nach les Cassés kam. Christiane stammt aus einer wohlhabenden Familie in Belgien, hat drei erwachsene Kinder und hat Mann und Familie in Belgien zurückgelassen. Sie ist den Chemin d'Arles gegangen und hat sich bewusst entschieden, in les Cassés zu leben. Sie hat ein Haus gekauft, es renovieren lassen und jetzt lebt sie alleine hier, um wie sie sagt, „den Pilgern auf dem Weg zu dienen“. Und ehe wir uns versehen, sind wir in ein Gespräch über den christlichen Jakobsweg und eines der dunkelsten Kapitel des römisch-katholischen Christentums verwickelt. In ganz Europa, vor allem aber in Okzitanien, hatte sich im 11. und 12. Jahrhundert eine starke Bewegung von „Abweichlern“ von der römisch-katholischen Orthodoxie gebildet, die bald als Katharer bezeichnet wurden. In dem Land zwischen Pyrenäen, der Rhone, der Garonne und dem Zentralmassiv fand diese Bewegung soviel Zulauf bis hinein in den Adel, dass sich sogar eine katharische Gegenkirche mit eigenem Klerus und eigenen Bischöfen herausbildete. Ihre Repräsentanten, die „Bon Hommes“ und die „Bonnes Femmes“ genossen auf Grund ihres strengen moralischen Lebenswandels höchstes Ansehen in der Bevölkerung. Die aktive Rolle der „Bonnes Femmes“ in den katharischen Gemeinschaften und in der katharischen Kirche war für die römische Kirche ein weiterer Beweis dafür, dass der katharische Glaube eine Häresie sei. Als die Kirche die Kontrolle über ganz Okzitanien zu verlieren drohte, rief Papst Innozenz III. zum Kreuzzug gegen die Anhänger des Katharerglaubens auf. An der Gnadenlosigkeit, mit der die Katharer, die nicht abschworen, zu Hunderten auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, lässt sich ablesen, welche Herausforderung sie für die damalige Kirche waren.

Bei einem Spaziergang am Abend erklärt mir Christiane, dass auch les Cassés eine Hochburg der Katharerbewegung war und dass in les Cassés mehr als sechzig Katharer verbrannt wurden. Im Laufe des 13. Jahrhunderts richtete die Kirche dann ein wirksames System der Inquisition ein, durch das ein Wiedererstarken der „Ketzerei“ verhindert wurde. Auch das sollte man wissen, wenn man sich auf den Weg der christlichen Pilgerei begibt.

„Und was bedeutet es für Dich, auf dem Weg zu sein?“ frage ich Christiane.

„Simplicité, Legèreté, Fraternité. Du beschränkst dich auf das, was du bequem tragen kannst. Du begreifst die Lästigkeit, die Last des Überflüssigen. So wird das Leben auf dem Weg einfach und diese Einfachheit spürst du als Leichtigkeit. Dabei helfen wir uns gegenseitig, das ist die Fraternité.“

Dreizehn

Als ich am nächsten Morgen aufbreche, geht Christiane noch bis zum Ortsrand mit und zeigt mir den Weg. Aus einem plötzlichen Gefühl heraus nehme ich ihre linke Hand in meine rechte Hand und so gehen wir.

„Danke Christiane, Du verkörperst wirklich die Fraternité des Weges. Au revoir!“

„Au revoir Bertram, bon courage.“

Nach meinem Aufbruch von les Cassés gehe ich nicht hinunter zum Kanal, sondern bleibe auf der westlich davon verlaufenden Anhöhe. Ich finde Feldwege und kleine Strassen und habe eine weite Sicht über das Lauragais bis zu den Pyrenäen.



Diese Route gefällt mir nicht nur besser, als unten am Kanal entlang zu gehen, sondern sie ist auch deutlich kürzer, da sie alle Windungen der Rigole vermeidet. So erreiche ich bereits um halb eins Monferrand, in dem es ein Gîte geben soll, steige zur Kirche hinauf und finde dort in einem teilweise restaurierten Innenhof eine Gruppe von Leuten im Schatten um einen Tisch sitzen und essen. Es ist Herr Mazzella mit einigen Freunden, die hier gerade Pause vom Restaurieren machen. Ich grüße und stelle mich als der Pilger vor, der gestern angerufen hat. Sofort wird mir etwas zum Essen angeboten, und ich sage nicht nein. Es gibt die regional typische Casserole mit Fleisch, Kartoffeln und verschiedenen Gemüsen, lange im Ofen gebacken und daher gut durchgezogen. Dazu Weißbrot und ein Schluck Vin Rouge, mir schmeckt es herrlich und beim Kaffee erzählt Herr Mazzella Einzelheiten über die Religion der Katharer. Er scheint ein Priester zu sein, der die Pilgerherberge in Montferrand aufbaut.

Inzwischen ist es halb zwei geworden, es ist noch zu früh, um zu bleiben. Ich möchte noch etwas gehen, die nächste Übernachtungsmöglichkeit besteht ungefähr zwölf Kilometer weiter in Villefranche. Ich bedanke und verabschiede mich, nachdem mir die Gîte-Baustelle gezeigt wurde, und gehe nach Avignonet, dem Ort, an dem im Jahr 1242 eine kleine Streitmacht von Rittern aus der Katharerburg Montségur eine Gruppe von Inquisitoren niedermachte. Avignonet liegt im Tal, das sich von Carcassonne bis nach Toulouse hinzieht, und in dem alle wichtigen Verkehrswege verlaufen: Die Nationalstrasse N113, die Autobahn, die Eisenbahn und der Canal du Midi. Die restlichen Kilometer bis Villefranche gehe ich am Canal du Midi entlang, im Schatten großer Platanen, hin und wieder überholt von Radfahrern, denn die asphaltierten Nebenwege am Kanal sind ideal für Radfahrer.

Villefranche ist eine quirlige Kleinstadt, das Hotel de France ist das Traditionshaus des Ortes und mit seinem verblichenen Charme und seiner guten regionalen Küche fühle ich mich wohl.

Vierzehn

Die Wegmarkierung des Chemin de Saint Jacques aus Villefranche heraus ist für mich nicht zu finden, hier kennt sich mit dem Weg niemand aus, das ist meist so, wenn man in bewohntere Gegenden kommt. Am Ortsrand ergibt sich ein Gespräch mit einem älteren Herrn, der aus seiner Zeit als Kriegsgefangener noch einige Brocken Deutsch spricht. Es ist für mich immer wieder erstaunlich, wenn Menschen, die durch die Deutschen soviel mitgemacht haben, mir gegenüber so offen und freundlich sind.

Da ich die Wegmarkierung nicht gefunden habe, bleibt mir nichts anderes übrig, als die ersten drei Kilometer an der N113 entlang zu gehen, um dann später wieder auf den Weg zu stoßen. Über Mauremont gehe ich dann nach Labastide Beauvoir und komme dort in der größten Mittagshitze an. Es gibt keine Bar, nur ein Hotel. Bleiben mag ich nicht, weitergehen macht für die letzten zwanzig Kilometer bis Toulouse wenig Sinn. Ich erfahre, dass es in etwa einer Stunde einen Bus nach Toulouse Gare Routière gibt. Das passt und den nehme ich. Damit ist meine Pilgerreise für diesmal an ihr Ende gekommen. Meinen Stock muss ich noch würdig abgeben. Ich gehe etwas abseits der Straße und lehne ihn dort an ein Mäuerchen, das mir gefällt. Adieu mein Stock, den ich vor Lodève aus einer Esskastanie geschnitten hatte und der mich treu bis hierher begleitet und beim Gehen unterstützt und vor Hunden geschützt hat. Der Bus ist in etwas mehr als einer halben Stunde in Toulouse. Ich finde schnell ein Zimmer in einem Hotel in der Innenstadt, dusche, ruhe mich etwas aus und gehe am Abend in die Stadt.

Der Autor:

Von beruflicher Herkunft Physiker. Tätig als Körpertherapeut in privater Praxis in München. Gründer und Trainingsleiter des Aikidodojos „Aikikan-Biberkor“ bei Starnberg.

Copyright © 2004 by Bertram Wohak

Anschrift des Verfassers:

Bertram Wohak

Körpertherapeut und Aikidolehrer (5. Dan Aikikai Tokio)

Taxisstr.56

D-80637 **München**

Tel+Fax 089-54781512

Email: BertramWohak@aol.com

Internet: **www.bodyways.de**